

DIE HEIMAT VON MANNEKEN PIS, JACQUES BREL UND TIM UND STRUPPI

GIBT ES ÜBERHAUPT EINE BELGISCHE KULTUR?

Die Frage nach einer eigenen Identität ist in Belgien zu einem immerwährenden Problem geworden. Sie ist genauso alt wie der Konflikt zwischen den Flamen und der frankophonen Bevölkerung. In den zwanziger Jahren wurde sie sogar mit der Problematik der „Rasse“ in Verbindung gebracht: Jules Destrée, eine sozialistische Leitperson aus der Wallonie und zu Beginn des Jahrhunderts mehrmals Minister, sagte über die Brüsseler, sie seien „Mischlinge“, „nicht sensibilisiert für den Ruf der Rasse, die Liebe zur Heimerde und den Vorfahren.“¹

Seit der 1993 in Kraft getretenen Verfassungsrevision ist Belgien ein föderaler Staat, bestehend aus drei Regionen (flämisch, wallonisch, Brüsseler Raum) und drei Gemeinschaften (flämisch, französisch - „frankophon“ wäre ohne Zweifel die treffendere Bezeichnung - und deutschsprachig). Dieser Föderalismus ist nicht das Resultat eines Zusammenschlusses, sondern einer Teilung des Landes, deren Ursprünge bereits in den Anfängen des unabhängigen Belgiens liegen.

Schon 1830 gab es in Belgien eine Bevölkerung, die teilweise niederländisch (die Flamen) und teilweise französisch sprach. Das Land wurde jedoch von frankophonem Bürgertum und Adel dominiert, die das Französische zur Amtssprache ernannten. Erst vom Ende des 19. Jahrhunderts an sollten dem Niederländischen in Flandern Rechte zugesprochen werden. Dies geschah unter dem Einfluß des „mouvement flamand“ (flämische Bewegung), den „flamangants“. Erst nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, mit dem Aufkommen eines wirtschaftlichen Aufschwungs im Norden des Landes (Flandern), wurde der Idee eines föderalen Staates der Weg bereitet.

DIE „BELGISCHEN“ MYTHEN IM HERZEN BRÜSSELS

Im Zentrum der Stadt Brüssel selbst gibt es Schauplätze, an denen „belgische“ Mythen zelebriert werden. Wenige Schritte vom Grand-Place entfernt, wiederholt ein kleiner Mann aus Bronze unaufhörlich die Geste, die es ihm ermöglicht hat - so sagt die Legende, die ihn umgibt -, vor mehr als 300 Jahren die Lunte einer feindlichen Bombe zu löschen. Um es deutlich zu sagen: Er macht Pipi. Ein Stückchen höher, wenn man zum Platz der Vieille-Halle-aux-Blés aufsteigt, findet man in einem modernen Gebäude den Sitz der Jacques Brel Stiftung. Dieser belgische Sänger hat den bedeutendsten Teil seines Lebens in Frankreich verbracht. Dort hat er Karriere gemacht, dort hat er den (immensen) Erfolg kennengelernt, und dort ist er 1978 an Krebs gestorben. Etwas weiter, neben der den Heiligen Michel und Gudule gewidmeten Kathedrale, beherbergt das Belgische Zentrum des Comics eine Sammlung, die dieser angeblich sehr „belgischen“ Kunst gewidmet ist. Hergé nimmt in dieser Sammlung einen bedeutenden Platz ein.

Manneken Pis, Brel, Hergé (und seine zeitlosen Helden Tim und Struppi): Ein famoses kulturelles Dreieck. Ist es möglich, darauf eine „belgische“ Identität zu begründen? Man könnte noch weitere im Ausland anerkannte Künstler anführen: Den surrealistischen Maler René Magritte, dem gerade eine Ausstellung im Brüsseler Musée des Beaux-Arts gewidmet wurde, oder Georges Simenon aus Liège, Autor von Kriminalromanen und Vater des gefeierten Kommissar Maigret. Die beiden letzteren werden jedoch kaum als „Belgier“ wahrgenommen. Simenon, ein Belgier? Nicht für jeden. Ein französischer Journalist, der den Brüsseler Romancier Stanislas-André Steemans für seine Leser literarisch einordnen wollte (Steemans ist ebenfalls Autor von Kriminalromanen), bezeichnete ihn eines Tages als „belgischen Simenon“. In Liège lacht man noch heute darüber.

Es mangelt nicht an Mißverständnissen in Bezug auf die „belgische“ Kultur: Einem flämischen Schriftsteller (also einem belgischen Schriftsteller, der niederländisch spricht), käme es nie in den Sinn, sich als „belgischen Schriftsteller“ zu bezeichnen. Die „belgische“ Kultur, wenn sie denn existiert, ist im wesentlichen eine frankophone Kultur, genauer gesagt, eine frankophone Brüsseler Kultur. Dies ist ohne Zweifel auch der Grund dafür, daß Simenon so einfach in die französische Literatur eingebettet werden konnte. Als Jacques Brel „Le Plat Pays“ (Das Platte Land) und „Les Flamandes“ (Die Flamen), zwei seiner bekanntesten Lieder, sang, war es, als würden Klischees zerrissen und allegorische Bilder von Flandern gemalt, an die ein flämischer Autor nie gedacht hätte.

¹ Jules Destrée, *Wallons et Flamands - La Querelle linguistique en Belgique*, Paris, Plon 1923, S.132

Damit reihte er sich in eine, heute nicht mehr existierende, Tradition von Poeten und Romanschriftstellern ein, die in Flamen geboren wurden, aber französisch schrieben: Emil Verhaeren, Georges Rodenbach (Autor von „Bruges-la-Morte“) oder Maurice Maeterlinck.

TIM UND STRUPPI IN DER UTOPIE

Bezüge zu Belgien existieren im Werk von Hergé, sie sind jedoch verborgen. Oft ist es die Sprache, in der sie sich verstecken. Mit Tim und Struppi hat Hergé kulturlose Helden erfunden. Wenn einige ihrer Abenteuer sich auch (vielleicht) in Belgien abspielen mögen, so bilden doch ferne Länder den Rahmen zu den meisten Geschichten, deren Namen (oder die ihrer Bewohner) diskrete Hinweise auf Brüssel darstellen: Da wäre die Stadt Wadesdah („wadesdah“ bedeutet im flämischen Dialekt Brüssels „Was ist los?“), der Emir Bab-El Er (ein „babeleer“ ist im selben Dialekt ein unverbesserlicher Schwätzer) oder der Scheich Ben Kalish Ezab („kallichezap“ ist der Saft des Süßholzstrauches, einst eine beliebte Leckerei in den Brüsseler Volksvierteln). in „L'Oreille cassée“ sprechen die wilden Krieger, die Arumbaya, eine Sprache, die nur der alte Ridgewell versteht, die aber, näher betrachtet, nichts anderes als eine Transposition des flämischen Dialektes aus Brüssel ist.

Dieses Fehlen einer „lokalen Färbung“, zumindest in unverschlüsselter Form (die Wortspiele, die hier zitiert werden, kommen im übrigen ausschließlich in der französischen, lokalen Ausgabe der Alben vor, da sie nur für das Publikum vor Ort verständlich sind), macht aus Tim und Struppi universelle Figuren. Man könnte unterstellen, daß sie von dem Moment an aufgehört haben Belgier zu sein, in dem sie den Erfolg kennengelernt haben - das Gegenteil ist jedoch der Fall. Tim ist kein Belgier, oder anders formuliert, er ist Belgier, denn er kommt aus dem Nirgendwo (oder aus der Utopie, mit harten Worten gesagt: „dem Ort, der nirgendwo existiert“). Er kommt auf jeden Fall weder aus Flandern noch aus der Wallonie.

Der französische Philosoph Michel Serres hat gezeigt, inwiefern die letzten Alben der „Abenteuer von Tim und Struppi“, speziell „Die Schätze des Castafiore“, an einer Art Erforschung der „Nicht-Kommunikativität“² teilgenommen haben. Eine allgemeingültige Frage, ohne Zweifel - aber auch sehr belgisch!

JACQUES BREL, EIN BRÜSSELER CHANSONNIER

In einem seiner Lieder, einem Erfolg aus den sechziger Jahren, ließ Jacques Brel eine Zeit aufleben, in der „Brüssel brüsslerisch wurde“. Der Text ist von einer spöttischen Nostalgie für eine vollendete Zeit erfüllt, begleitet von einer Vitriolzeichnung des Brüsseler Kleinbürgertums und seinen mittelmäßigen Vergnügungen. In dem Belgien, von dem Brel singt, gibt es keine Wallonie, Brüssel existiert (allerdings wie ein belangloses Dekor) und Flandern, das „Platte Land“, nun - das ist Belgien. Nichts als dieses Flandern. Brel besingt dieses Flandern aber in französischer Sprache; daß er nichts als Verachtung für diejenigen empfindet, die sich darauf versteift haben, den Gebrauch und die Ausstrahlung der niederländischen Sprache zu retten und zu verteidigen, trägt er am Ende seines Lebens übrigens offen zur Schau:

J' habiterai une quelconque Belgique
Qui m'insultera tout autant que maintenant
Quand je lui chanterai Vive la République
Vivent les Belgiens merde pour les Flamingants

Ich werde in irgendeinem Belgien wohnen
Das mich genauso beleidigen wird wie heute
Wenn ich ihm vorsinge Es lebe die Republik
Es leben die Belgier, Verachtung für die Flamingants³

Die letzteren haben es ihm heimgezahlt. Zehn Jahre lang haben sie versucht zu verhindern (ohne Erfolg), daß eine Brüsseler Metrostation den Namen des Sängers trägt.

² Michel Serres, *Les Bijoux distraits*. In: *Critique* 227, 1972.

³ *Tout Brel*, Paris, 10/18, 1992, S. 359.

Wie Tim und Struppi kommt auch Brel aus dem Nirgendwo. „Dennoch“ wird man entgegenhalten, „er hat niederländisch gesungen“. Das ist wahr: In seinen Anfängen, in *Marieke*, singt Brel einige Phrasen aus der Mitte des Refrains in niederländischer Sprache. Aber der ganze Rest - seine Abreise nach Paris zu Beginn der fünfziger Jahre, die Themen an sich, über die er sang (die Einsamkeit, die Lieblosigkeit, Mißverständnisse zwischen Mann und Frau, die Brüderlichkeit unter Männern), seine Auswanderung auf die Marquise- Inseln einige Jahre vor seinem Tod - ist Zeichen seiner Abwesenheit. Wie Tim und Struppi ist Brel weder Flame noch Wallone. Ist er etwa Belgier?

EIN BRÜSSELER SYMBOL

Zuletzt nun Manneken Pis. Das ist die Statue eines kleinen Mannes („Manneken“ in niederländischer Sprache), der dort, wo sich die Rue de l'Etuve und die Rue de la Violette kreuzen, Pipi macht. Die Touristen, die anreisen, um ihn zu fotografieren, sind zahlreich, und man verkauft in Dutzenden von Boutiquen Nachbildungen dieses kleinen Mannes. Manneken Pis trägt eine ganz besondere Kleidung. Jede Innung, jede Gesellschaft, die zu einem offiziellen Anlaß nach Brüssel reist, sorgt mit großem Pomp dafür, daß diesem ungehörigen kleinen Jungen etwas angezogen wird (Eine regionale Tracht, die Ausrüstung eines Feuerwehrmannes, eines Soldaten, etc.). In den Augen vieler stellt er ein Symbol Brüssels dar.

Nun, welche Beziehung hat er zur „belgischen“ Kultur? Keine, wenn da nicht die sprachliche Ambiguität des Namens wäre. Wenn Manneken Pis ein Brüsseler Symbol darstellen soll, dann hat er einen zu flämischen Namen. Dies ist auch der Grund, warum viele frankophone Politiker in ihm nicht die Verkörperung des Bildes sehen, welches in ihrer eigenen Vorstellung von Brüssel existiert. Sie haben sich bemüht, aus ihm einen „Petit Julien“ zu machen... davon ist den Touristen glücklicherweise nicht allzuviel zu Ohren gekommen.

SIND BELGIER ETWAS ANDERES ALS FRANKOPHON?

Hergé und Brel sind Belgier, die Sache ist klar. Und trotzdem: Man wird außerhalb Brüssels, oder außerhalb eines im allgemeinen eher frankophonen Rahmens, lange nach einer Straße, einer Schule, einem Festsaal oder einer Bibliothek suchen, die einen dieser Namen trägt. Die beiden Kulturen - die flämische und die frankophone - sie ignorieren sich zumeist. In der Schule, vorausgesetzt die Schüler haben das Niederländische als zweite Sprache gewählt (was außerhalb Brüssels nirgendwo Pflicht ist), hören die kleinen frankophonen Bürger vielleicht etwas von einem flämischen Künstler, lesen einige Werke flämischer Autoren - das ist alles. Aber dort hört die institutionelle Anerkennung auch schon auf. Es mag eine Guido Gezellestraat in vielen flämischen Städten und eine Rue Max Elskamp oder Charles de Coster in Brüssel und der Wallonie geben, der umgekehrte Fall existiert jedoch nicht.

Dennoch reden die (frankophonen) Fachleute heute von „belgischen Autoren französischer Sprache“, ihre Kollegen im Norden des Landes sprechen jedoch schlicht von „flämischen“ Autoren. Wäre es nicht sinnvoller, von „französischen Autoren Belgiens“ zu sprechen? Die Diskussion ist noch nicht beendet.⁴

Belgien ist der Zusammenschluß zweier, oder besser dreier (wenn man die kleine deutschsprachige Gemeinschaft, die die Ostkantone des Landes bewohnt, dazurechnet) sprachlicher und kultureller Identitäten. Das Problem liegt nun darin festzustellen, ob es dieser Zusammenschluß ist, aus dem sich eine neue, „belgische“ Kultur herausbildet, oder ob sich diese neue Identität nur aus dem Mangel, nach dem Modus „weder/noch“ (weder flämisch, noch frankophon) entwickelt.

Das Problem ist jedoch noch tiefgreifender als bisher beschrieben. Die vergleichende Lektüre belgischer Zeitschriften bringt manchmal Überraschungen mit sich, die mehr aussagen als lange Erklärungen. Hier ein Beispiel: Ein Künstler aus dem Norden des Landes wurde ausgewählt, das Motiv für die zukünftige europäische Währung zu entwerfen. *Het Volk* titelte: „Flämischer Zeichner für den EURO ausgesucht“. In den französischsprachigen Zeitungen las man von einem „belgischen“ Zeichner. Ein anderes Beispiel stammt aus jüngster Vergangenheit: Ein amerikanisches Flugzeug, das zu tief über ein italienisches Skigebiet flog, verursachte den Absturz einer Seilbahnkabine. Das VRT (*Vlaamse Radio en Televisie*) berichtete, daß sich fünf „Flamen“ unter den Opfern befänden, die

⁴ siehe: Claude Allart, *Le Poids des maux (Transcription littéraire de la culture belge)*. In: *La Belgique telle qu'elle s'écrit*, Renée Linkhorn ed., New York, Peter Lang, S. 23-34.

RTBF (*Radio -Télévision belge de langue française*) beklagte „fünf belgische Opfer“. Erklärend wurde hinzugefügt, daß sie „aus Brügge stammten.“

Sogar im Sport, dem letzten Unterschlupf des nationalen Chauvinismus, kommt es von Zeit zu Zeit vor, daß der Sieger eines Radrennens von der flämischen Presse als „flämisch“ eingestuft wird (das ist im übrigen meistens der Fall), von den frankophonen Journalisten aber als „belgisch“. Doch gibt es Fälle, die Zweifel aufkommen lassen: Vor einiger Zeit war es Eddy Merckx, zweisprachiger Brüsseler (Flämisch ist seine Muttersprache) und heute Frank Vandenbroucke - an der Sprachgrenze in der Nähe von Mouscron geboren und fähig, sich in beiden Sprachen korrekt auszudrücken. Außerdem gibt es - fatalerweise - die Ausnahme des kollektiven Sports, bei dem die Mannschaften immer als „national“ also belgisch auftreten. Dort läßt sich manchmal nicht so einfach festlegen, wo die einzelnen Spieler einzuordnen sind (flämisch? Frankophon?). Da wären Sportler wie Luis de Oliveira (eingebürgerter Belgier brasilianischer Herkunft), Enzo Scifo (eingebürgerter Belgier, gebürtiger Italiener) oder Josip Weber (gebürtiger Kroat, eingebürgerter Belgier).

GIBT ES EINE GEMEINSAMKEIT IN DER EINSTELLUNG ZUR SPRACHE?

So sehr man auch an der Existenz einer „belgischen“ Kultur zweifeln kann, so teilen Flamen und Wallonen zumindest eine Sache: Eine sehr besondere Beziehung zu ihrer Sprache.

Hugo Claus, ein sehr bekannter flämischer Schriftsteller, sagte über Belgien: „Es sind nicht die Belgier, die Belgien gemacht haben. Es wurde den Flamen und Wallonen von außen auferlegt.“⁵ Dies ist es, was ich zu zeigen versucht habe. Dabei habe ich nicht ausgelassen, daß einige frankophone Belgier, zumeist Brüsseler, trotz allem damit fortfahren, sich an eine „belgische“ Identität zu klammern, die sie ohne Zweifel mit der ihrigen gleichsetzen⁶. Claus fügt dieser Analyse einige interessante Überlegungen hinzu.

Er führt an, daß dieser „unförmige“ Staat ihm vorzüglich gefällt: „Ich fühle mich nicht wohl, wenn man einförmige Gebilde proklamiert. Ich bin zufrieden genug mit diesem unförmigen Staat, so, wie man ihn heute funktionieren sieht oder auch nicht.“ Desweiteren erklärt er das Wiederaufleben des flämischen Nationalismus durch die Hingabe an die Sprache: „Es ist die Auferstehung dieser Sprache, die den Flamen das Gefühl gegeben hat, einem Ursprung anzugehören (...) Der zentrale Punkt der flämischen Identität ist die Sprache. Die Art, in der man spricht, impliziert eine Weltanschauung.“ An einer späteren Stelle unterstreicht Claus: „Für einen Schriftsteller halte ich diesen Zustand für eine ideale Situation. Der Clown zu sein, der Lächerliche, das ist perfekt!“

Ein anderer flämischer Schreiber, Daniel Robberechts (weniger bekannt, er beging 1992 Selbstmord), äußerte sich ebenfalls zu diesem Thema: „Weil die Sprache uns nicht entspricht, sehen wir sie wie ein Objekt des Kampfes, der Kritik, der Arbeit, und die frappierenden Differenzen zwischen geschriebener und gesprochener Sprache machen uns empfindsamer für besondere und auch erstarrte Aspekte der Schriftsprache, die wir bearbeiten und modellieren.“

So sehr sie sich auch von ihren flämischen Mitbürgern unterscheiden, die frankophonen Belgier haben keine „evidentere“ Sprache. Dies kommt nicht durch die Beziehung zu einer anderen Sprache (die frankophone Bourgeoisie dominierte die Flamen in Belgien lange Zeit im sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Bereich), sondern durch die Beziehung zum Französischen... In diesem Zusammenhang spricht Marc Quaghebeur von einer „Situation der Umgewichtung der belgischen Literatur französischer Sprache.“ und erklärt, daß „(...) die Geschichte Belgiens ebenso wie die soziale Struktur oder die politischen Abläufe nichts mit dem in Frankreich angenommenen Modell zu tun haben. Eben dieses hat jedoch die französische Schriftsprache und ihre literarischen Vorbilder stark beeinflußt - und ihre Hierarchie entstehen lassen. Diesen Unterschied wahrzunehmen, ihn zu akzeptieren und in Verantwortung zu nehmen, theoretische und praktische Konsequenzen daraus zu ziehen, das erweist sich für die frankophonen Belgier als eine schwierige Aufgabe.“⁷

⁵ im Interview mit Luc Rosenweig in *Le Monde*, 28. Oktober 1997.

⁶ zu diesem Punkt siehe auch: Serge Govaert, *A Brussels identity? A speculative interpretation*, in: *Kas Deprez and Louis Vos (eds), Nationalism in Belgium, Shifting Identities 1780-1995*, New York, McMillan 1998, S. 229-239.

⁷ Marc Quaghebeur, *Spécifités des lettres belges de langue française*. In: *la Belgique telle qu'elle s'écrit*, op. cit. S. 5

Quaghebeur erklärt aus diesem Zusammenhang heraus ebenfalls, daß belgische Grammatiker unter den besten Analytikern des praktizierten Französisch anzutreffen sind (Maurice Grévisse und Joseph Hanse) und warum bestimmte literarische Strömungen wie der magische Realismus (mit seinem Charakter der „Eigenartigkeit“) einen großen Erfolg in der französischen Literatur Belgiens erlebt haben.

Anders ausgedrückt: Für die frankophonen Belgier wie für die Flamen ist die kulturelle Identität keine gegebene Sache. Der wallonische Autor Thierry Haumont hat angeregt, die wallonische Identität wie folgt zu definieren: „Die Wallonie ist ein Zusammenschluß aus Ländern, die einen großen Teil ihrer Freizeit ohne Aussicht auf Erfolg damit verbringen, die Theorie ihrer Einheit zu entwickeln.“⁸ Das im September 1983 herausgegebene *Manifest der wallonischen Kultur* bemüht sich darum hervorzuheben, daß die Unterzeichner die gemeinsame Sprache nicht als Stütze der wallonischen Kultur ansehen. Thierry Haumont selbst erklärt, daß das kulturelle Ideal der belgischen Bourgeoisie darin besteht, „in französischer Sprache über Flandern zu schreiben.“⁹

Kann sich eine Kultur aus dem Mangel heraus entwickeln? Ohne Zweifel. Die einzige Frage, die offen bleibt, ist die einer gemeinsamen Verankerung. Wenn Zeichen existieren, die auf die Zugehörigkeit zu einer belgischen Gemeinschaft hindeuten (der Sport ist eines davon; die Emotionen, die die Affäre „Dutroux“ in allen Teilen des Landes hervorgerufen hat - die mutmaßliche Existenz von Netzen Pädophiler, die schwerwiegenden Fehler der belgischen Justiz und Polizei, die Mängel der Behörden - sind ein anderes), so zeigen sie sich nicht in politischen Taten und auch nicht bei Wahlen. Es hat eigentlich noch nie eine „belgische“ Kultur gegeben. Wenn sie eines Tages geboren werden sollte, ist es möglich, daß sie zwei kulturelle Formen, die sich langsam tastend entdeckt haben und die sich lange Zeit gegenübergestellt wurden, versöhnen wird.

Serge Govaert

Übersetzung aus dem Französischen: Anja Leipholz

Der Autor

Serge Govaert, geboren 1950, ist Dozent für germanistische Philologie an der Universität Brüssel. Neben seiner Tätigkeit in den parlamentarischen Einrichtungen in Belgien arbeitet er für das Centre de Recherche et d'Information Socio-Politique (Sozialpolitisches Forschungs- und Informationszentrum in Brüssel). Serge Govaert ist Autor verschiedener Bücher und Artikel, u.a. über die belgischen politischen Parteien, die Sprachenfrage in Belgien, das politische und kulturelle Leben in Flandern.

Erschienen in:

VIA REGIA – Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 56/57 1998,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>

⁸ Thierry Haumont, in: *Toudi*, tome 3, 1989, S. 3

⁹ Ibidem